

Ob. 5.

VI

19

No: 668. Orjctogw.

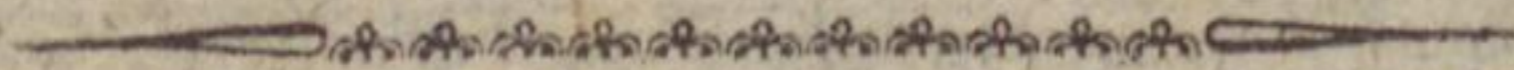
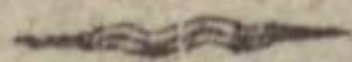
Ueber die  
Benutzung des Riebes

bei Ulm,

besonders in Hinsicht

des

Torfes.



U l m 1 8 1 8,

in der J. Ebnerschen Buchhandlung  
beim goldnen Rad.



---

## Vorrede.

---

Daß eine Abhandlung über die Benutzung des Riebes, die sich im XXI. und XXII. Stücke des allgemeinen Wirthschaftsblatts v. J. 1817 befindet, noch besonders abgedruckt worden, geschah vornemlich deswegen, weil sie die Aufmerksamkeit Einiger auf einen Gegenstand hinzog, von dem sie glaubten, daß er einer größern Publizität

werth sey und die ernste Berücksichtigung jedes Vaterlandsfreundes verdiene. Als wenn noch etwas Neues über das Ried, das ehemals so viele Federn in Bewegung setzte, gesagt werden könnte! Der Auswärtige wird wenig oder keinen Antheil daran nehmen; indessen soll dies uns, denen diese weite Ebene so vielen Vortheil gewähren kann, nicht zum Vorwurf gemacht werden. Uns muß aber nicht bloß der höhere Ertrag des Bodens, sondern auch die Erhaltung des Torfes, die wirthschaftlichere Einrichtung des Torfstiches und die Anpflanzung verschiedener Holzgattungen am Herzen liegen, damit noch bei Zeiten dem drohenden Mangel an einem schätzbaren Brennmaterial vorgebaut werde.

Der Ausführung so mancher Vorschläge, die der Verf. in dieser Abhandlung nach seiner innigsten Ueberzeugung als zweckmäßig angedeutet hat, mögen wohl viele Hindernisse im Wege stehen. Wie könnte dies anders seyn, wo einzelne dabei zu leiden scheinen? Sollen wir aber deswegen das Ganze aus dem Auge verlieren, oder unthätig und gleichgültig bleiben, bis ein Uebel völlig unheilbar wird? Mögen also diejenigen, deren Verhältnisse es erlauben, mitwirken, daß das, was die Zeitumstände dringend fordern, zu Stande komme, oder mögen Erfahrene bewogen werden, zu rathen, und zu helfen, daß wir schneller und sicherer zum Ziele gelangen, unsern Nachkommen hinreichend

Holz zu verschaffen, damit sie uns niemals einer Ungerechtigkeit anklagen können.

Im Kranze der Tugenden, den wir ihnen hinterlassen wollen, soll wenigstens die der Vorsorge auch für dieses Bedürfnis nicht fehlen.

Den 5. Januar 1818.

D.



---

Auf der schönen und weiten Ebene, die sich durch das Donauthal von Kiedlingen bis tief ins Bayerische hinabzieht, giebt es viele und beträchtliche Plätze, die zuweilen mehrere hundert Morgen betragen, und einen leichten, zum Theil bloßen Moor- und Torfboden haben, auf dem wenig und saures Gras wächst, und hie und da ein kleines Gebüsch hervorkommt. Solche Plätze sieht man auch in der Nähe der Stadt Ulm, und sie werden gemeinlich das Kied genannt. Speziellere Benennungen erhalten sie von den zunächst gelegenen Orten, z. E. das eigentliche Ulmer-Kied, das Gögglinger-Kied, Finninger- Leipheimer- Langenauer-Kied u. s. w.

Daß sie alle ihr Daseyn einer der frühern Ueberschwemmungen, die unsern Erdball traf, verdanken, unterliegt wohl gegenwärtig keinem Zweifel mehr. Schon die ganze Gegend kann hiervon die deutlichsten Spuren

aufweisen, und die vielen Conchylien, die man unter dem Rasen findet, noch mehr eine 1 — 2 Fuß dicke Kalktuffschicht, auch Alben genannt, welcher vorzüglich zwischen Langenau und Niedzheim auf dem eigentlichen Torfe ruht, dürften dieß zur Genüge bestätigen. Aber daß in unseren Tagen dergleichen Plätze nicht durchaus kultivirt werden, und ihnen noch immer keine andere Bestimmung gegeben wird, als die sie seit vielen Jahren hatten, nemlich als Weide, oder einmädige Wiesen, oder zum Torfstich benützt zu werden, dieß möchte jeden in Verwunderung setzen, der im ganzen Donauthale, so weit sein Auge reicht, neben der Menge Dörfer, Weiler und Höfe, die herrlichsten Fruchtfelder, üppige Wiesen und Gärten erblickt und zu seiner innigsten Freude auch auf ähnlichen Plätzen die unverkennbarsten Fortschritte einer immer höher steigenden Kultur gewahr wird.

Wenn man an Ort und Stelle den Ursachen nachforscht, welche einer bessern Benützung des Kiebes im Wege stehen, so sind folgende die wichtigsten: 1) Man glaubt, einen besondern Weideplatz zu bedürfen; 2) man scheut die mit Austrocknung dieser Plätze verbundenen Kosten, und 3) man fürchtet, wenn dieß geschehen würde, einen Mangel an Brennmaterialien. Dazu könnten auch noch, wenn man

9  
wilt, gewisse Vorurtheile, Mangel an Gemein-  
geist u. s. w. gerechnet werden.

Wegen der drei erstern Ursachen mögen  
hier für jetzt folgende Bemerkungen stehen.

Was das Bedürfniß einer Weide  
betrifft, so dürfte es so schwer nicht fallen,  
dieses Hinderniß der Kultur zu beseitigen,  
weil dem Landmanne von selbst der große  
Nutzen der Stallfütterung mit jedem Jahre  
mehr einleuchtet, wenn man nur ernstliche  
und kluge Maaßregeln nehmen würde, damit  
es nicht einzelnen Gliedern einer Gemeinde  
gelingen könnte, durch allerlei Umtriebe und  
Mittel die Ausführung der besten und ges-  
meinnützigsten Vorschläge, aus Privatinteresse  
zu vereiteln.

Gelang es doch vor etwa 25 Jahren auch  
bei Ulm gegen 1000 Morgen schlechten Weid-  
deplatzes in fruchtbares Ackerfeld umzuschaffen;  
oder bei Buchau am Federsee so viel Sumpfs-  
und Moorland trocken zu legen, daß nun 13 Fas-  
milien auf demselben treffliches Futter und Ges-  
treide gewinnen; warum sollte es nicht möglich  
seyn, die vielen hundert Morgen auf dem Riede  
bei Finningen, Steinheim und unterhalb Langenau,  
welche keinen Torf enthalten, und dem Vieh, das  
erst 1 — 1½ Stunden dahin zu gehen hat, zur ma-  
gern Weide dienen, auch zu kultiviren, und aus ih-  
nen mehr Nutzen als bisher zu ziehen? Wer dieß  
bezweifeln wollte, der betrachte nur das Dorf Ried-  
hausen bei Nieder-Stozingen. Was war es

ehemals, und was ist es jetzt? Aus einem Sumpf erhob es sich zu einer freundlichen Wohnung für mehr als 200 Menschen, die um sich her ihre Felder, Gärten und Wiesen haben, für sich hinlänglichen Unterhalt, für ihr Vieh reichliches Futter finden, und so überzeugend bewiesen, was man aus dem schlechtesten Boden machen, und wie man für sein Vieh besser als durch schlechte Weide sorgen könne, wenn man — vereint will.

Wollte man also die große Fläche zwischen Langenau und Leipheim so benutzen, wie man könnte, so müßte sie zuvörderst gründlich untersucht werden. Man würde da große, weite Plätze antreffen, die von Natur einen trocknen, leichten und schwarzen Boden haben, der aber mit unzählig vielen Haufen, von Viehstritten und Maulwürfen entstanden, wie bedeckt ist. Diese würden dann ausgemessen, unter die Weidberechtigten gleich vertheilt, und mit Futterkräutern bebaut, oder als Wiesen benutzt. Gänze man es vortheilhafter, so könnte ein Theil derselben auch einer beliebigen Anzahl Kolonisten überlassen werden. Es giebt auf dieser Fläche aber auch viele große Plätze, die naß und öfters sehr sumpfig und morastig sind, und sehr guten Torf enthalten. Diese gerade zu mit Gräben durchschneiden und sie trocken legen zu wollen, wäre weder rathsam, noch wünschenswerth. Denn so lange man keinen zureichenden Ersatz für den Torf hat, solle

te er billig in seiner ganzen Kraft erhalten werden. Weit besser wäre es, wenn man bei Untersuchung dieser nassen Plätze diejenigen bezeichnete, wo viel und guter Torf ist, und wo wenig oder gar keiner entdeckt wird. Nur im letzten Falle sollte man durch Abzugsgräben das Austrocknen beschleunigen, und auf den gewonnenen Plätzen Erlen, Weiden, Rüstern u. dergl. anpflanzen. Man hätte dann Holz zu Faschinen, das gerade in dieser Gegend selten und nicht wohlfeil ist, und könnte auch schon nach wenigen Jahren Reiserbüschel unter jeden Ortsbürger vertheilen, und den Erlös aus dem üppigern Graswuchs in die Communkasse fließen lassen. Im ersten Falle aber, daß auf diesen Plätzen viel und guter Torf gefunden wird, so bringt es das Bedürfniß und die Natur der Sache mit sich, daß sie zum Torfstiche benutzt, und erst nachher und unter gewissen Bedingungen mit Weiden u. a. Holzgattungen besetzt werden.

Ohne weitläufige, detaillirte Berechnungen anzuhängen, wird jeder Unbefangene einsehen, daß diese Plätze ungleich mehr, als eine magere Weide, ertragen müßten.

Dasselbe findet auch bei den Wiesen statt, die man auf dem Riede antrifft. Ihre Anzahl ist gleichfalls sehr bedeutend. Sie sind alle naß, oft sumpfig, weil der auf dem Grunde befindliche blaue Letten das Eindringen des Regenwassers verhindert. Einige haben guten

Torf, und werden gestochen; die meisten aber sind bloß da, daß man sie jährlich einmal abmähe, und dann das Vieh darauf weiden lasse. Niemals sehen sie einen Dünger, das Heu ist sauer, in nassen Sommern kann man nur mit der äußersten Gefahr darauf fahren, Wagen und Pferde sinken tief ein, und können nur mit größter Anstrengung herausgerissen werden; die vordern Wiesen werden dann, weil man keine eigene Fahrwege hat, gewöhnlich verwüstet. Wer gar die Leute selbst in der Heuerndte sieht, wie sie bis über die Kniee im Wasser stehen und waten müssen, dem muß ein solcher Anblick gewiß inniges Mitleid einfließen, und die Frage sich aufdringen, ob denn hier nicht Rath geschafft, das Leben und die Gesundheit der Menschen und des Viehs gesichert, und diese Wiesen in einen solchen Stand gesetzt werden können, daß man sie, wie andere, zweimal abmähen, und sicher befahren dürfe?

Möglich wäre dieß wohl, doch nur unter der Bedingung, daß auf denselben mehrere 8 — 10 Fuß breite, und 4 — 6 Fuß tiefe Gräben gezogen werden, damit das Wasser darinn sich sammle und ablaufe, und daß eigene Wege zum Fahren ausgesteckt werden. Brücken über die Gräben zu schlagen, wäre nicht nur kostspielig, sondern man müßte mit Recht befürchten, daß sie sogar im Sommer von diebischen Händen nicht ver-

schont blieben. Allein eben diese Gräben sind es, an denen die Kultur scheitert. Denn die Wiesen sind ein Eigenthum der einzelnen Bürger eines oder mehrerer Orte; jeder mußte nothwendig etwas von denselben verlieren, und keiner zeigt sich geneigt, zu seinem eigenen und seiner Mitbürger Nutzen ein Opfer zu bringen, wenn man ihm auch noch so augenscheinlich bewiese, daß alsdann eine einzige solcher Wiesen, die jetzt mit 25 — 50 fl. bezahlt wird, einen mehr als doppelten Werth hätte, daß er für seinen Verlust an Boden durch gesünderes und reichlicheres Futter, durch zweifache Erndte und bequemes Ab- und Zufahren hinreichend entschädigt, und an seiner Gesundheit und Leben gewinnen würde. Wenn hier nicht anderswoher die Triebfedern der Menschen in Bewegung gesetzt werden, sondern von ihrer freien Entschließung alles erwartet wird, so darf man wohl behaupten, daß es immer so bleiben werde, wie es zu der Väter Zeit war.

Das Grabenziehen und die Ableitung des Wassers sind allerdings auch mit Kosten und Schwierigkeiten verknüpft. Dieß ist die zweite Ursache welche die bessere Benutzung des Niedes erschwert. Allein ein gemeinschaftlicher, ernstlicher Wille würde die Kosten in unserer Zeit so wenig scheuen, als sie an andern Orten die Menschen nicht abschrecken, das auszuführen, was als nützlich

und gut anerkannt wurde, weil diese nach wenigen Jahren mit großen Zinsen wieder erstattet werden. Sollte nicht schon in unsern Tagen, wo so viele der ärmern Mitbrüder Arbeit suchen und keine bekommen können, die Menschenliebe uns zu solchen, auch mit Kosten verbundenen Unternehmungen auffordern, nur damit diese, oft Väter zahlreicher Familien, auf eine nützliche Art beschäftigt, ihr Brod verdienen, und uns nicht auf eine andere weit drückendere Weise zur Last fallen würden? Für sie wäre dann auf einige Jahre gesorgt, wenn je die Noth und der Druck der Zeit noch länger anhalten sollten; und wollten, sich eigentliche Müßiggänger einschleichen so könnte man ihrer am schnellsten los werden, wenn man ihnen Arbeit anweisen würde. Sollte aber ein solches Opfer einer Gemeinde zu schwer fallen, so ließe sich das Werk dennoch ohne allzugroße Kosten ausführen, wenn im Frühlinge und Herbst einige Jahre nach einander etliche Wochen lang alle Bürger eines Ortes unter Aufsicht gemeinschaftlich Hand anlegten, und durch Ziehung der Gräben eine wahrhaft wohlthätige Sache förderten.

Eine Schwierigkeit dürfte hie und da das Ableiten des Wassers machen. Denn in manchen Gegenden, wie bei Langenau, sind die Wiesen mit dem sie von Norden nach Süden durchschlängelnden Aafluße wagerecht.



Er könnte also das abzuleitende Wasser nicht eher aufnehmen, als bis sein Flußbett tiefer gegraben, oder von dem, wie es scheint, in neuern Zeiten erst aufgehäuften vielen Schlamm und Gras gänzlich gereinigt worden wäre. Geschieht dieß nicht, so müßte entweder ein Hauptabzugsgraben nach der Donau gezogen, oder die übrigen Gräben so tief geschnitten werden, daß sie das Wasser aus den Wiesen allein aufnehmen. Doch eine genaue Besichtigung der Gegend von einsichtsvollen Männern würde gewiß die Schwierigkeit heben; selbst der Lauf des Flusses, so wie die Lage der Wiesen lassen an einem günstigen Resultate nicht zweifeln.

Die dritte Ursache als ein Haupthinderniß der bessern Benutzung so vieler Plätze, die in unserer Nähe liegen, ist: man fürchtet alsdann einen Mangel an Brennmaterialien.

Wer die Gegend um Ulm kennt, wird gerne zugeben, daß sie nicht hinreichend mit Holz versehen sey. Denn die Wälder, welche sich südlich auf Hügeln und nördlich auf auslaufenden Bergrücken der Alb durch das Donauthal fortziehen, sind von keinem bedeutenden Umfange, und meist mit leichten und geringen Holzgattungen z. E. Aspen, Aschen, Erlen, Maßholder u. dgl. bewachsen. So herrliche Buchen-, Birken- und Eichenwälder, wie man sie in Menge auf der

Alb antrifft, sind hier nirgends zu finden, und gutes Holz muß daher immer aus einer Entfernung von 4 — 6 Stüden herbeigeführt werden. Hätte man hier keinen Dorf, der Urne müßte bei dem mit jedem Jahre höher gestiegenen Holzpreise im Winter erfrieren, und manches Gewerbe wohl stille stehen. Man kann deswegen der Vorsichtung nicht genug danken, daß sie so wohlthätig für diese Gegend sorgte, und indem sie ihr auf der einen Seite einen großen Vorrath an Holz auf der Erde versagte, für sie auf der andern Seite wieder einen unermesslichen Vorrath von Brennmaterialien in der Erde aufbewahrt, der sie bei kluger Sparsamkeit vor allem Mangel schützen kann.

Der Torf selbst, den man auf dem Riede findet, ist von vorzüglicher Güte, und Pechtorf, die beste unter den vielen Arten, die man kennt. Er sieht schwärzlichbraun aus, hat ein filzartiges Gewebe von überaus feinen Wurzeln, ist dicht, etwas fettglänzend, nicht sehr mit andern Gewächstheilen durchflochten. Getrocknet ist er hart, bekommt Risse und Sprünge, brennt stark, aber ohne Geruch und bleibt lange glühend. Zu jeder Feuerung, besonders in Kalk- und Ziegeldfen, Branntweimbrennereien, u. s. w. taugt er vortrefflich. Wenn der Rasen und die unter demselben liegende schwarze, leichte Erde 1 Fuß

Fuß tief abgestochen wird, so kommt er schon zum Vorschein. Bei Langenau ruht auf ihm noch eine 1 — 2 Fuß hohe Kalktuffschicht, der Alben, der aber immer dünner wird, je mehr man sich Niedheim nähert, und zuletzt ganz sich verliert. Wird der Kalktuff weggeräumt, so kann man von diesem Torfe 3 — 5 — 8 Stiche machen, ehe man, doch nicht allenthalben, auf eine geringere Art, den Sumpftorf, stößt, der schwarz und schwer ist, und mehr aus einer im Wasser veränderten Torferde besteht, getrocknet nicht so leicht, und dann mit einem widerlichen Geruche breunt. Von diesem macht man 1 — 2 Stiche, dann folgt blauer Letten, manchmalen auch Sand.

Unsere Vorfahren hatten alle diese Plätze, auf denen nun Torf gewonnen wird, zu nichts anderm, als zu schlechter Weide benutzt. In manchen Jahren konnten sie wegen des vielen Wassers das Vieh nicht einmal dahin treiben, und sie mögen solche oft als ein großes Uebel verwünscht haben. Sie ahndeten nicht einmal, welch einen großen Segen der Himmel ihnen hier auf Zeiten der Noth verschlossen habe, und zufällig wurde dieser unter sie im Jahr 1616 ausgespendet. Die vaterländische Geschichte erzählt, daß in bemeldtem Jahre die Stadt ihre Festung mit neuen Werken versehen wollte, und

B

zu diesem Ende einen Graf Friedrich von Solms, der in holländischen Diensten stand, zur Direktion des Festungsbaues nach Ulm berufen habe. Als dieser einmal mit einigen Herren der Stadt über das Gdgglinger Kied geritten war, so bemerkte er ein Schwanfen des Bodens, und er äusserte gegen seine Begleiter: „es dünke ihn, er reute in Holland. Hier unten sei gewiß ein großer Schatz verborgen, der der Stadt viele tausend Gulden eintragen könne.“ Nun eröffnete er, daß er auf diesem Platze Torf vermüthe, und wem war der Besiß eines so nahen und wohlfeilen Brennmaterials willkommener, als den Ulmern, die eben jetzt vielen Kalk und eine Menge Ziegelsteine zum Festungsbau brennen und doch zugleich auf Schonung ihrer Wälder Bedacht nehmen sollten? Sogleich wurde nachgegraben, und man entdeckte die beste Art Torf. Der Graf gab nun einigen Personen nähere Anweisung, wie der Torf gewonnen, behandelt und benutzt werden müsse, und schon im folgenden Jahre 1617 hatte man unter obrigkeitlicher Aufsicht mit der größten Thätigkeit gegraben, und das Torfstechen während des Festungsbaues, und noch lange nach dem 30 jährigen Kriege, „weil das Holz theuer wurde,“ bis 1656 fortgesetzt. Innerhalb dieser 39 Jahre wurden 41 Sauchert Feldes ausgestochen, trocken gelegt, und in gute Wiesen verwandelt. Auch bei

Leipheim und Langenau machte man ähnliche Versuche. Daß man aber nach dieser Zeit mit dem Torfstiche inne hielt, scheint seinen Grund in lobenswerther Vorsorge für die Nachkommen gehabt zu haben. Denn „es soll das Torf nur ein Mittel in unumgänglichen Nothfällen seyn, und so lange man das Holz recht haben kann, soll man das Torf bleiben lassen.“

Im Jahre 1694 wollte man zwar wieder einen Anfang mit dem Torfstechen machen, allein „es ist dieses Vorhaben weiter nicht mit Ernst betrieben, sondern vor Auslegung einer Hand gar unterlassen worden.“

Erst im Jahre 1737 hatte ein ulmischer Bürger, Martin Müller, die Sache aufs neue rege gemacht. Er bat sich vom Magistrate, ein Stück Torfboden aus, auf dem er eine Probe machen könnte, welches ihm auch recht gerne überlassen wurde. Auf seine Kosten ließ er aus Holland die nöthigen Instrumente kommen, und das Wasser in Kanäle leiten. Der beste Torf wurde gestochen, und von ihm in seiner eigenen Bierbrauerei mit großem Nutzen gebraut. Das ausgestochene und trocken gelegte Stück hatte er mit gutem Grassaamen bestreut, und auf demselben das schönste Heu geerntet. Da er nun bewiesen hatte, daß dieser Torfboden wirklich verbessert, und mit weit größerm Vortheil als

bisher benutzt werden könnte, so wurde von dieser Zeit an das Torfstechen mit großem Eifer bei Ulm und in der Nachbarschaft betrieben. Müller selbst zeigte sich als einen uneigennütigen, patriotischen Mann; er durchreiste die ganze Gegend, gab schriftlich\*) und mündlich Anweisung, wo und wie Torf zu entdecken, und wie er zu stechen sey; ließ seine eigenen Instrumente, schaffte neue herbei, und versah seine Mitbürger jährlich mit einigen 1000 Karren Torf, à 30 fr.

Wegen des immer höher steigenden Holzpreises mußte nothwendig der Wunsch erwachsen, daß in der ganzen Gegend recht viele Plätze vorhanden seyn möchten, in denen man Torf graben könnte. Der Magistrat erließ daher im Jahr 1749. dd. 15. Nov. ein Rescript an alle Beamte, worinn sie aufgefordert wurden, „in ihren Aemtern selbst und ohne fremde Hülfe Nachrichten beizubringen, wo etwa Torf und Steinkohlen(!) zu entdecken und zu stechen seyn möchten.“

Wenn gleich an wenigen Orten auf dem Lande, und zwar nur im Donauthale, und in einigen dahin auslaufenden Seitenthälern und Niederungen Torf entdeckt werden konnte, und

---

\*) In seinem gründlichen Bericht, wie aus des Erdbodens Beschaffenheit zc. der Torf entdeckt, und neuerdingen hervorgesuchet zc. worden, Ulm 1752. 8.

auch damals zu graben angefangen wurde, in Langenau 1753, und in Leipheim 1768, so erhellt doch aus den Akten, daß das Unternehmen keinen guten Fortgang hatte. Die Leute auf dem Lande waren noch zu sehr ans Holzbrennen gewöhnt, nur wenige bedienten sich des Torfes in ihren Häusern; blos in Ziegeldöfen ward er gebrannt; auch wurde die Arbeit selbst saumseelig und unordentlich getrieben.

Im Jahre 1790 ward nun die Einrichtung getroffen, daß die Torfstiche unter die Aufsicht rechtlicher und verständiger Männer gestellt, und ihnen die Plätze in den ersten Jahren unentgeltlich, nachher aber gegen eine geringe Abgabe in die Communikasse gegeben wurden; zugleich ward verordnet, „daß jedem Einwohner eines Orts nur alsdann aus den herrschaftlichen Wäldern Holz zu kaufen gezeicht werden solle, wenn er sich legitimiren könne, ein gewisses Quantum Torf genommen, und zum eigenen Gebrauch abgeführt zu haben.“

Dies that die gewünschte Wirkung. Mit jedem Jahre wurde nun auch auf dem Lande der Torf gesuchter; das Vorurtheil, als sey der Geruch desselben der Gesundheit des Menschen, oder dem Geschmack der Speisen nachtheilig, verschwand, und seitdem ist er so geschätzt, (denn mit 3 Karren oder 2 Wagen Torf kommt man bey der Feuerung des Ofens so weit als mit 1 Kloster Mischling)

holz) daß, wer immer kann, aus eigenem Antriebe auf seiner Wiese oder irgend einem Plage eine Torfgrube anlegt, weil er sicher auf einen schnellen Absatz zählen darf, indem derselbe gegenwärtig auch hinreißend in die Nachbarschaft abgeführt wird.

Das Vorhandenseyn des Torfes darf man auf einem schwankenden Boden, auf welchem viele Wiesenwolle, Eriophorum polystachium, Torfmoos, Sphagnum palustre u. dgl. wachsen, mit Gewißheit annehmen. Die Arbeit des Stechens ist leicht und ganz einfach. Ist der Rasen auf dem zum Stiche befindlichen Plage, und wo Alben ist, auch dieser bei Seite geschafft, so kann ein einziger Mann mit einem spatähnlichen eisernen Werkzeuge an einem hölzernen Stiele, das 5 Zoll breit, 10 Zoll lang, und zu beiden Seiten 3 Zoll hoch umgebogen ist, und unten und an den Seiten schneidet, täglich 4 — 6000 Stücke in der Form der Backsteine liefern. Jedes Stück wird sogleich auf den Rasen neben der Grube gelegt, und wenn mehrere beisammen sind, so werden sie von einem andern Manne auf einem Karren auf eine trockne Stelle abgeführt und reihenweise ausgebreitet. So bleiben sie 6 — 8 Tage lang liegen; alsdann werden sie je zwei und zwei der Höhe nach gegen einander aufgestellt, (gebockt), so daß sie sich nach oben berühren. Jetzt kann sie die Luft ganz durchstreichen, und wenn kein anhaltens



des Regenwetter einfällt, sind sie in 14 Tagen trocken und hart. Nun werden sie auf Haufen gelegt und nach Hause geführt. Lange anhaltendes Regenwetter erschwert freilich das Stechen und das Trocknen des Torfes, und gut wäre es alsdann, wenn man mit Sicherheit eigene Hütten zum Aufbocken und Trocknen erbauen könnte.

Will man den Nutzen des Torfes als Brennmaterial berechnen, so darf man ohne Bedenken annehmen, daß durch denselben in unsern Tagen in Ziegel= Brenn= und Stübendöfen, auf Heerden u. s. w. in einem Bezirke von 6—8 Stunden jährlich einige tausend Klaftern Holz erspart werden.

Außerdem kann er in Meilern verkohlt, und von Schmieden u. s. w. mit Vortheil gebraunt werden. Uebrigens lassen sich noch Del und Salpeter aus demselben gewinnen. Die Torfasche ist einer der besten Dünger auf nassen Wiesen, und sie wird, noch mehr aber der Torfruß, in Gärten zur Vertilgung des Mooßes mit gutem Erfolge ausgestreut.

Aus dem bisher Gesagten wird jeder den Torf für eine der größten Wohlthaten halten, die einer holzarmen Gegend zu Theil geworden. Wenn nun aber jemand, sobald von einer, und zwar bessern, Benutzung des Riedes die Rede ist, fürchten sollte, es müßte Mangel an diesem Brennmaterial entstehen, und wenn er sich in der Absicht, solches zu

verhindern, jedem Vorschlage widersehen zu müssen glaubte, so bedenkt er wohl nicht, daß dieser Mangel bei der bisherigen Benutzung weit eher eintreten werde, als er nach dem Rath, den Erfahrung und Vaterlandsliebe geben, eintreten kann.

Es soll warlich! wie schon aus obigen Bemerkungen hervorgeht, kein Mangel an Torf erzeugt, vielweniger beschleunigt, sondern dem immer mehr und gewisser drohenden Mangel nur ernstlich vorgebaut werden. Denn wenn sich gleich jetzt noch auf sehr vielen Plätzen im Donauthale guter Torf, mehr oder weniger tief, vorfindet, daß man dem ersten Anschein nach vermuthen möchte, diese Schatzkammer könnte niemals erschöpft werden, so widerspricht dieß der Erfahrung, die wir in unserer Nähe machen können. Auf allen denjenigen Plätzen, die seit Jahren ausgestochen, und in Wiesen verwandelt worden, wächst kein Torf mehr nach. Von den 287 Morgen Torfboden, die man bei Ulm im Jahre 1737 noch hatte, waren 1792 nur noch 66 $\frac{1}{2}$  übrig, und wie sehr ist seitdem diese geringe Anzahl vermindert worden? Sind noch 10 — 20 Jahre vorüber, so ist daselbst aller Vorrath von Torf verbraucht, und mit Entsetzen darf jeder gegenwärtig schon an den schrecklichen Holzmangel denken, der alsdann unfehlbar erfolgen muß. Dasselbe traurige Loos müssen auch andere Orte befürchten.

Wer die Natur des Torfes kennt, wird und kann auch nichts anders erwarten. Denn er ist ein gar sonderbares Produkt, ein eigenes, für sich bestehendes, mit mineralischen Körpern, vorzüglich mit Erdharz, Eisen, und Salpeter verbundenes Wurzelgewebe, das immer in sich selbst fortwächst, ohne über sich zu treiben, oder Blätter und Stengel zu bilden, und das nur in sumpfigen Gegenden fortkommt, und ungemein langsam wieder nachwächst (in 60 — 80 Jahren wenige (1 — 2) Zoll hoch), und dieß nur alsdann, wenn dieselben Ursachen zusammentreffen, die seine erste Entstehung bewirkt und befördert haben. Sobald also die Plätze trocken gelegt, und das in denselben befindliche Wasser mit dem oben darauf schwimmenden bläulichen harzigen Wesen abgeleitet, oder wenn sie mit Bäumen bepflanzt oder unter lebendiges Wasser gesetzt, und etwa in Teiche verwandelt, oder auch der kleine Ueberrest des Torfes, in der Grube mit dem Alben beschüttet werden sollte, so darf man auf jede Hoffnung, hier einmal wieder Torf zu graben, gänzlich verzichten.

Dieselbe löbliche Vorsorge für die Nachkommen, die unsere Vorfahren bestimmte, das Stechen des Torfes einzustellen, „weil sie ihn nur für unumgängliche Nothfälle gebraucht wissen wollten,“ sollte wenigstens uns zur Nachahmung weiser Vorkehrungen ermuntern, damit wir von dem, was wir haben, auch

noch etwas unsern Nachkommen aufbewahren und hinterlassen, und sie nicht dem drückendsten Holz-mangel preis geben.“

Wünschenswerth wäre es daher, und die Liebe auch schon zu der nächsten Generation fordert dazu auf, daß man da, wo es noch thunlich ist, diejenigen Gemeindeplätze und Wiesen, welche wirklich noch guten Torf enthalten, unter höhere Aufsicht stelle, sie genau untersuchte, und solche, die besonders tief liegen und sumpfig sind, mögen sie auch einen Umfang von mehreren Morgen haben, „zum Besten der Nachkommen schonte“, und auf denselben schlechterdings nicht duldet, daß eine Grube gemacht, oder ein Graben zur Ableitung des Wassers, so wie auf andern nassen Plätzen und Wiesen gezogen würde. Das darauf wachsende Gras dürste allein, wie bisher, abgemäht werden.

Sodann sollte man nirgends gestatten, daß man so willkürlich und regellos steche, so unwirthschaftlich und sorglos mit dem Boden verfare, und bald da, bald dort eine Grube anlege, und wieder verlasse, ohne sie wieder auszufüllen. Auf diese Art gehen jährlich sehr viele Karren Torf zu Grunde, die der Arme zur Wärmung seiner Stube hätte brauchen können, und viele Morgen Boden werden nach und nach verwüstet, sind für Menschen und Vieh unzugänglich, oder äußerst gefährlich und geben nicht einmal einis

ges Futter, was doch seyn müßte, wenn man sie ordentlich ebnet, und mit Grassaamen bestreuen wollte.

Gewiß weit größern Vortheil und die Erhaltung eines schätzbaren wohlfeilen Brennmaterials auf viele Jahre hinaus würde man bezwecken, wenn man alle noch übrige Torfplätze einer Gemeinde, nach Abzug dessen, was für die Nachkommen gespart werden solle, ausmessen, und sie in mehr oder weniger große Stücke, je nachdem die Umstände es gestatten, eintheilen, und jährlich ein solches Stück in gehdriger Ordnung auf Rechnung der Gemeinde stechen, und den gewöhnlichen Torf um ein billiges überlassen würde. Hier könnte und sollte man abermals die Vorsicht beobachten, daß nur diejenigen Stücke, welche nicht tief liegen, und an Ackerland und Wiesen gränzen, geebnet, trocken gelegt, und zu guten Wiesen gemacht, oder mit Holz bepflanzt würden; den andern hingegen, die tiefer sind, und viel Sumpfwasser haben, sollte eine kleine Schicht Torf gelassen, und sie bloß geebnet werden, damit auf ihnen sich allmählig wieder Torf ansetzen könnte.

Selbst derjenige, welcher eine Torfwiese besitzt, die zum Hause gehört, sollte in etwas beschränkt werden, daß er sie aus Eigennutz nicht ganz aussteche, sondern auch seinem Nachfolger etwas davon hinterlasse, wenigstens sollte er jedesmal den leeren Platz ebnet,

und mit Bäumen besetzen müssen, damit der Nachfolger Holz finde, weil ihm der Torf entzogen worden.

Dies wären einige Bemerkungen, die die Benutzung des Kiebes betreffen. Die Sache selbst ist zu wichtig, als daß sie nicht in unsern Tagen, und in diesem Blatte zur Sprache gebracht werden sollte. Denn noch ist der gänzliche Mangel eines wichtigen Brennmaterials nicht eingetreten, aber er droht, wenn beim Torfwesen nicht bald ernstliche und zweckmäßige Einrichtungen getroffen werden, mit starken und schnellen Schritten einzubrechen. Es ließe sich etwa da oder dort noch einiges für die Nachkommen retten; gewiß aber ist, daß wir der nächsten Generation noch einigen Vorrath erhalten könnten. Vielleicht daß mancher Oekonom andere Ansichten hat, den Boden aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet, und den Ertrag desselben anders berechnet. Allein wer das Lokale und die Verhältnisse genau kennt, wird sich überzeugen, daß diese Plätze für jetzt auf die angegebene Art kaum besser benutzt werden können. Lassen wir nur erst dasjenige realisiren, was möglich ist, und von der Zeit, die in ihren Wirkungen nie stille steht, das Vollkommene erwarten.

---



